

Das Phänomen Journal,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

kann man so lesen: Journals erbringen eine wichtige Dienstleistung. Sie bewahren wissenschaftliche Qualität und produzieren und reproduzieren Reputation.

Es gibt stets mehr Text-Produzenten, die in Journals veröffentlichen wollen, die also an der Journal-Reputation interessiert sind, als erstklassige Texte. Also müssen Journals die besten Texte auswählen. Und je besser diese Auswahl gelingt, umso mehr Reputation haben sie zu vergeben. Je mehr Reputation sie zu vergeben haben, desto größer der Angebotsdruck. Um die Qualität eines Journals abzusichern, gibt es Herausgeber und Review-Verfahren. Alle, die sich daran beteiligen, wirken somit an der Dienstleistung mit, die wissenschaftliche Qualität sicherstellt.

Man kann das Phänomen Journal aber auch anders lesen. Journals sind Parasiten im Sinne von Michel Serres. Da Journal-Reputation für eine Wissenschaftskarriere essentiell ist, sind die Autoren gezwungen, ihre Texte Journals anzubieten – ganz unabhängig davon, ob sie an der Rezeption durch Journal-Leser wirklich interessiert sind. Autoren, insbesondere wenn sie jung sind – und die meisten sind relativ jung –, müssen sich an Journal-Standards halten. Das schafft eine spezifische Selektivität. Sie müssen im System von hoch spezialisierten Journals die größte Veröffentlichungschance aufspüren, viele Monate lang auf eine Entscheidung warten und auf Kritik eingehen, die sich ganz bestimmt auch an Qualitätskriterien orientiert. Die Leser-Journal-Konstellation ist komplex. Kenntnis von Journal-Aufsätzen bringt selbst Reputation, ist aber ein unsicheres Lesemotiv. Denn dabei geht es ja nicht darum zu lesen, sondern zu signalisieren, dass man gelesen hat. Dafür reichen unter Umständen der Titel, das abstract und die vier bis fünf keywords.

Selbstverständlich gibt es jenseits (karriere-)taktischen Publizierens und Rezipierens auch authentisches Interesse am Lesen und Schreiben. Aber finden die Texte via Journals tatsächlich ihren Weg zu Lesern? Und welche

Texte finden den Weg? Journals schalten sich in das Verhältnis zwischen Text-Produzenten und Lesern ein und modifizieren dieses Verhältnis. Sie wirken als Relais zwischen Sender und Empfänger, und sie verändern die Sendung. Als Reputationsinstrument entwickeln Journals Parasitenpotential. Als Vehikel wissenschaftlicher Selbstverständigung werden sie als Parasiten wirksam. Schon klar, dass Herausgeber etc. bei dieser Lesart weniger gut wegkommen. In einem Satz komprimiert: Journals sind Parasiten an der wissenschaftlichen Qualität, die sie selbst sicherstellen.

Der Aufstand im Internet gegen die Verlagspraktiken von Elsevier ist bezeichnend. Zeit- und kostenintensive Zugänge zum Review-Verfahren, unzumutbare computergenerierte Kommunikation zwischen Autoren und Verlag, überteuerte Journal-Paketangebote für Bibliotheken, unüberwindbare Zugangshürden für Wissenschaftler ohne institutionelle Anbindung – das sind nur einige der Vorwürfe. Die Zahl derer, die sich weigern, am Journal-System noch länger mitzuwirken, wächst rasch. Dieser »akademische Frühling« (Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. Februar 2012) lässt sich besser verstehen, wenn man die Ambivalenz von Journals ins Auge fasst.

Diese Ambivalenz zieht sich freilich auch durch alle vorstellbaren Auswege und Alternativen. Natürlich kann jeder die eigenen Texte frei ins Netz stellen. Aber wessen Texte werden dann tatsächlich gelesen? Und welche Texte sind es wert, gelesen zu werden? Einfach alles lesen und auf das eigene Urteil vertrauen, ist angesichts des riesigen Textangebots keine Lösung – genau das zeigt ja der Erfolg von Journals.

Ihr
Georg Vobruba